

## KREUZ DES SÜDENS

( Auszüge aus „ Der Bote“)

Von Dr. Walter Quiring

### - El Ombu -

Auch hier in Montevideo sind die Menschen von denen in Mittelbrasilien sehr verschieden und kommen dem europäischen Typ viel näher. Dieser Eindruck soll sich in Buenos Aires noch wesentlich verstärken.

Das Arbeitstempo scheint allerdings ein anderes zu sein als etwa in Deutschland. Immer wieder steht einer der Beamten auf und geht zu seinem Nachbar hinüber, um etwas zu besprechen. Dann bleibt er meist einige Minuten bei ihm stehen, und zwar in angeregtester Unterhaltung. Papierkörbe gibt es nicht, und Papierreste und auch Zigarettenstummel werden auf den Fussboden geworfen, dafür stehen an manchen der Tische Spucknapfe.

Abends bin ich bei einer Familie Otto Walker eingeladen. Sie wohnt ziemlich weit draussen. Frau Gretel Walker ist die Tochter der Familie David Musselmann in Stuttgart, die ich seit Jahren kenne. Kurz vor unserer Abreise aus Deutschland hatte ich die Familie Musselmann besucht und ihr versprochen, ihren Kindern in Montevideo bei Gelegenheit Grüsse zu überbringen. „Man kann ja nicht wissen,“ hatte Frau Musselmann gesagt, „ ob Du nicht eines Tages tatsächlich in Uruguay sein wirst. Denn die Entfernungen Tokio-Remdorf-Montevideo sind ja in mennonitischer Vorstellung kaum grösser als die von Stuttgart nach Ulm oder höchstens von hier bis an den Bodensee.“

Herr Walker ist Fachmann für Tierdärme, mit denen er handelt. In seinem Geschäft, das etwa 30 km von Montevideo entfernt liegt, beschäftigt er 8 Arbeiter. Bei Walkers lerne ich einen jungen Mann, Lange, einen Danziger kennen, und das Gespräch beginnt sich dann auch sofort um die mennonitischen Probleme in Uruguay zu bewegen. Nachdem das Siedlungsunternehmen Canelones aufgefliegen ist, wurde das mennonitische Misstrauen noch wacher. Ich höre immer wieder die Ansicht äussern, das El Ombu mit nur 15 Hektar auf eine Vollwirtschaft auf die Dauer nicht existenzfähig sei und bestenfalls nur ein Sprungbrett darstellen könne. Brabancia dagegen müsse ohnedies wieder aufgegeben werden, wenn es nicht gelänge jene halbe Million Pesos aufzutreiben. Ich höre zwar aufmerksam zu, aber eine eigene Meinung werde ich mir erst an Ort und Stelle bilden können.

Herr Walker hat ernste Beschwerden an einem Bein. Er wurde bald nach der Einwanderung beim Baden in der See von einem Fisch gebissen, und nun macht sich an der Wade langsamer Muskelschwund bemerkbar. Der Arzt hatte ihm damals gleich bei der ersten Untersuchung gesagt: „Die Folgen werden später kommen.“

Als ich im MCC-Heim läute, ist es bereits nach Mitternacht. Fräulein Enns, das mir öffnet, macht begreiflicherweise kein übertrieben freunliches Gesicht, sieht mir dieses erste Zuspätkommen aber doch nach. „Das Haus wird um zehn Uhr geschlossen, weil wir sonst nachts oft kaum zur Ruhe kommen würden. Die Besucher von den Ansiedlungen, die hier übernachten, haben tags in der Stadt meist viel zu tun, und abends nutzen sie gern die Zeit, ihre Verwandten und Bekannten in der Stadt zu besuchen.“

Noch einmal fahre ich mit Herrn Iahnke mit in die Stadt, um meinen Weiterflug nach Buenos Aires vorzubereiten. Herr Iahnke gehört zu den sympatyschen Schastelhubertypen, die immer beschäftigt und am liebsten immer unterwegs sind. Er kommt vor lauter Betriebsamkeit nicht einmal dazu, die Zeitung zu lesen, und muss hierzu die Zeiten bei Tisch benutzen. Er weiss, das auch ich wenig Zeit habe, und er macht einige Umwege, um mir die Hauptstrasse und die wichtigsten Plätze der Stadt zu zeigen. Die Stadt hat sich seit meinem letzten Hiersein stark verändert, es ist eine Grossstadt geworden, die sich mit anderen in Europa und Nordamerika wohl messen kann. Da ihrer Ausdehnungs- Möglichkeiten Grenzen gesetzt sind, wächst sie in die Höhe, die grosse Anzahl der Hochhäuser überrascht denn auch. Gerne wäre ich auch noch auf den nahen Berg, von dem Montevideo (= „ ich sehe den Berg“) seinen Namen hat, gefahren, aber die Zeit dazu ist zu kurz.

Um wenigstens einen allgemeinen Ueberblick zu bekommen über das Geschehen der Mennonitenkolonie der Stadt, setze ich mich kurz vor meiner Abreise mit Fräulein Enns zusammen und frage sie aus über die Verhältnisse, die mich interessierend Fräulein Enns ist im Haus übrigens Hausmutter, während Frau Iahnke die Bücher führt und die Kasse verwaltet. Zu Fräulein Ennsens Pflichten gehört auch die Abhaltung von Bibelstunden und Kindergottesdiensten, ferner die Hausbesuche.

„Man würde mich hier lieber heute als morgen wieder nordwärts ziehen sehen“, meinte sie abschliessend, „weil ich mit meinen Ansichten nicht hinter dem Berg halte.“

Auch Herr Bruno Evert, der sich in der Nähe der Stadt angekauft hat und der sich trotzdem auch in Brabancia ansiedeln möchte, kann ich vor der Weiterreise noch eingehend sprechen. Ich habe ihn noch von der Weltkonferenz in Amsterdam gut in Erinnerung. Er hat auch das gescheiterte Canelones Unternehmen mit gemacht und weis hierüber erschöpfend zu erzählen.

Nachdem ich meine Niederschrift beendet und auch einen ersten Überblick über die mennonitische Verhältnisse in Montevideo gewonnen habe, mache ich mich auf den Weg nach El Ombu. Es liegt von Montevideo nordwestwärts genau 296 km entfernt und vom Uruguayfluss, der Grenze zwischen Argentinien und Uruguay, etwa 30 km entfernt und ist bequem zu erreichen mit einem Omnibus, der für die Strecke vier Stunden braucht. Auch dieser Tag ist wieder sonnig klar und sommerlich warm. Ich habe an der Haltestelle vor dem kleinen Park erst einige Minuten gewartet als der weisse Bus, der genauso aussieht, wie die „Greyhound Busse“ in Canada, auch schon in Sicht kommt. „Salto“ lese ich an einem Schild an seiner Stirnwand. Ich habe einen Platz schon am Tage vorher belegt und mir so einen Sitz gesichert. Aber der Wagen ist nur schwach besetzt. Ich sitze fast ganz vorne und habe so freie Sicht. Und das ist mir keineswegs gleichgültig.

Unser Bus kommt aus den Werkstätten der GMC, gutgefedert ist er und ausgestattet mit bequemen Polstersitzen. Die Strasse ist für südamerikanische Verhältnisse bis nach El Ombu ausgezeichnet. Es ist kurz nach Mittag, und die Kinder sind gerade unterwegs zur Schule. Sie alle tragen weisse Mäntel, nicht etwa aus hygienischen Gründen, wie ich früher angenommen habe, sondern aus socialen Ueberlegungen. Auf diese Weise ist der Vermögenstand der Eltern vom Kittel des Schülers nicht abzulesen.

Die Strasse ist viele Kilometer weit von hohen Bäumen eingefasst, und zwar ist es meist der Eukalyptus, der auch hier am besten zu gedeihen scheint. An den Strassen stehen auch hier wie in Nordamerika die grossen Reklameschilder, wobei es meist auch amerikanische Firmen sind, die auf diese Weise für ihre Erzeugnisse werben: Rash, Swist, Texaco und andere.

Die Landschaft ähnelt stark der in Norddeutschland, und das Gelände ist fast eben. Je weiter wir uns von Montevideo entfernen, desto weitläufiger werden die Farmen, und es sind auch hier auf weite Strecken nur noch die Viehstationen zu sehen. Weder auf der Fahrt von der Nordgrenze nach Montevideo, noch jetzt auf der Reise westwärts dem Uruguayfluss zu bekomme ich auch nur ein kleines Wäldchen zu sehen. Weit zerstreut liegen auch hier die Eukalyptushaine, die der Landschaft ein besonderes Gepräge geben.

Unser Fahrer hat es aus irgendeinem Grunde eilig und manchmal kommt der Kilometerzähler nahe an 70 heran. Vergebens winken Fahrgäste am Strassenrand, unser Bus hält erst in San Jose vor einem Cafe. Der Besitzer macht mit diesen Durchreisenden offenbar keine schlechten Geschäfte, denn man hat auf uns offensichtlich gewartet und sich auch gerüstet. Ich bestelle einen Cafe sinho, vermag an mir aber nichts von der erfrischenden Wirkung zu spüren, vielleicht auch, weil ich gar nicht müde bin.

Auf halben Wege hören wir plötzlich einen heftigen Knall. Der Fahrer hält sofort. Einer der Hinterreifen ist geplatzt, aber in einer Viertelstunde ist der Schaden wieder behoben. Zufällig halten wir an einer erhöhten Stelle, so das ich das Land viele Kilometer weit überblicken kann. „Ein Ozean voll Land!“ wie Hans Harder einmal sagte. Vieles davon wird ohne Zweifel irgendwann einmal noch besiedelt werden, wenn die Bevölkerungsdichte einmal grösser geworden sein wird.

Um halb sechs macht mich der Schaffner darauf aufmerksam, das wir uns nunmehr El Ombu nähern. Aber ich habe ohnedies aufgepasst und die Kilometersteine beachtet. Fast genau vor dem Kilometerstein 296 hält der Bus. „Auf Wiedersehen“, sagt der Schaffner höflich.

Ich schaue mich zunächst etwas um. Rings um mich dehnt sich die flache baumlose Steppe, belebt nur durch die zerstreut liegenden dunkelgrünen Eukalyptuswäldchen. Rechts von mir liegen weit auseinander einige Farmen, während mir nach links ein flacher Hügel die Übersicht verwehrt. Etwas weiter zurück sehe ich ein Dachgerüst hochragen, auf das der Schaffner gezeigt hatte. Das sei El Ombu.

Ich schicke mich an, über den Stacheldrahtzaun zu klettern. Aber das scheint das Missfallen einer Eule zu erregen, die auf dem nächsten Zaunposten sitzt. Sie plustert sich auf, schaut mich böse an und kreischt aus vollem Halse in die Gegend hinein.

Ich gehe quer über ein abgeerntetes Maisfeld jenem Hause zu. Links eggt ein Junge, mit zwei Pferden ein Acker, seiner Stimme nach muss der Junge ein Mädchen sein. Weiter weg hämmert gleichmässig ein Traktor. Von hier habe ich auch schon eine bessere Übersicht. Ich sehe vor mir in einer unregelmässigen Reihe eine Anzahl kleiner Häuser meist aus Wiesensoden aufgeführt. Weiter weg nach links ist ein grosser Garten, wie ich bald höre, ein

43 Hektar grosser Apfelsienwald und nicht weit von ihm weg der Gutshof, gleichfalls von hohen Bäumen eingeschlossen, zu sehen.

Zufällig bin ich zuerst auf das Haus von Herrn Aeltesten Ernst Regehr gestossen. Vor einer kleinen Schilfgedeckten Hütte sitzt Frau Regehr. Ich stelle mich vor und begrüsse sie. Frau Regehr ist seit der furchtbaren Flucht aus Danzig leidend. Das Schiff, auf dem sie seinerzeit aus Westpreussen entkamm, wurde von einem roten Uboot torpediert und bekam bald Schlagseite. Sofort wurden darauf die Schotten abgedichtet, so dass alle innerhalb der vom Wasser bedrohten Schiffsteile untergebrachten Flüchtlinge ertranken. Ohm Regehr selber ist auf dem Gurshof beim Taufunterricht, wird mir gesagt

Nach kurzer Unterhaltung mache ich mich dorthin auf dem Weg. Der Aelteste will am nächsten Tage nach Montevideo fahren zur Taufe, so dass ich ihn möglicherweise überhaupt nicht zu sehen bekomme. Ich möchte ihn aber doch gerne kennenlernen und wenigstens kurz sprechen.

Bis zum Gutshof mögen es etwa 4 km sein. Ich gehe zunächst die Strasse entlang bis zum letzten Siedler, von wo die Strasse hart nach links abbiegt. Auch hier liegen die Häuser weit auseinander, da jeder der Kolonisten sein Land in der Nähe hat. Pferde, Kühe, Schweine, Hühner – alles ist schon da, und fast auf jedem Hof bellt auch schon ein Hund, wenn meist auch erst ein ganz junger. Die Häuser, im allgemeinen sind sie, wie gesagt, aus Wiesensoden erbaut, sind sehr verschieden in ihrem Aussehen. Herr Aeltester Regehr und seine Schwester, die seine Nachbarin ist, haben bereits aus gebrannten Ziegeln gebaut. Aber gedeckt sind alle Häuser ausnahmslos mit Schilf. Ich lasse mir nicht die Zeit, in irgendeines der Häuser hineinzuschauen, um Aeltesten Regehr nicht zu verpassen.

Es ist bereits dämmerig, als ich den Gutshof erreiche. „Wo Ohm Ernst ist?“ fragt eine Oma, die ich anrede, zurück. „Dort, das ist er. Er geht wohl gerade der Schule zu. Ich werde ihm rufen.“

Und da stehe ich auch schon vor einem grossgewachsenen Mann mit einem typischen „Mennonitengesicht“, das wir unserem westfälischen Einschlag verdanken sollen. Ja, er müsse leider gerade jetzt verreisen und komme kaum vor Montag abend zurück. Wir vereinbaren für den Abend einen gemeinsamen Gang zu Pred. Heinrich Wall, dem ersten Siedlungleiter, um einen Plan für meine Arbeit hier zu entwerfen. Wohnen müsse ich hier wohl beim Vertreter des MCC, der Familie Walter Klassen. Das sei auf El Ombu zunächst die einzige Unterkunftsmöglichkeit für Gäste.

Ohm Regehr führt mich zu Klassens hin. Der Empfang hier aber ist überaus frostig, und ich habe den Eindruck, dass ich im Augenblick kein sehr angenehmer Gast bin. Mein Hinweis, dass ich ja nicht unbedingt Gast der Familie Klassen sein wolle und dass ich gleich allen anderen Gästen sowohl Unterkunft als auch Verpflegung bezahle, mag den Ausschlag geben. Leider sind die Siedler selbst noch nicht in der Lage, Gäste aufzunehmen, so dass Fremde auf diese einzige Unterkunft unbedingt angewiesen sind. Im Laufe der Tage aber schmilzt das Eis dann doch, und als ich Herrn Klassen einmal frage, was ihn denn zu seiner ablehnenden Haltung veranlasst habe, meint er: „Ich dachte, Sie kämen aus Deutschland.“

Seine Aufgabe hier ist übrigens besonderer Art. Er soll die Siedler hier beraten. Herr Klassen ist selber Bauer in Kansas, und da die Landwirtschaft in seiner Heimat von der in Uruguay so verschieden ist, wie etwa ein Mähdrescher vom „Ausfahrstein“, mag er selten Gelegenheit gefunden haben, seine beratende Funktionen auszuüben. Aber als praktischer Bauer ist es ihm ganz unmöglich gewesen, hier zwei und ein halbes Jahr lang untätig zuzuschauen, wie seine Berufsgenossen im Schweisse ihres Angesichts schaffen, so dass er von Anfang an mitanpackte, wo Hilfe notwendig war, und das war überall der Fall.

„Hier ist kaum ein Haus,“ erzählen mir die Danziger, „das Herr Klassen nicht hat mit aufgebaut oder decken helfen. Das er uns nicht beraten konnte, lag in den Verhältnissen begründet, geholfen hat er uns jedenfalls in selbstloser Weise sehr viel.“ Klassens verlassen El Ombu im Juni, um in ihre Heimat zurückzukehren, wobei Herr Jahnke hofft, diese Sinecure dann übernehmen zu können.

Ohm Regehr lädt mich ein mitzukommen ins „Lager“. Das ist die Barake, in der eine Anzahl Familien vom zweiten Transport wohnen, die nun darauf warten, auf die neue Ansiedlung Brabancia gehen zu können. Der grosse Raum ist durch Decken aufgeteilt in kleinste „Zimmer“, in denen die Familien hausen. Das sieht hier genauso aus, wie im Lager Gronau, nur dass die Decken wesentlicher mitgenommener aussehen als dort.

Wir schauen zuerst bei einem fast Siebzigjährigen hinein. Es ist Franz Quiring aus Rosenort in Sagraadowka. Er hat längere Zeit auch in Slawgorod in Sibirien gewohnt und flüchtete 1930 über den Amur nach Charbin in der Mandschurei. Dort war er jahrelang Hausmeister an der deutschen Schule und später längere Zeit Monteur bei einer russischen

Firma. Als die Roten in Charbin einzogen, wurde auch er wie alle anderen ehemaligen russischen Staatsangehörigen verhaftet und von der RKWD ins Verhör genommen, aber schliesslich als wohl doch zu alt für die bolschewistischen Zwecke entlassen. Viele seiner Bekannten unter diesen auch Heinrich Eckert aus Orenburg, wurden damals nach Russland abtransportiert. Durch Vermittlungen des französischen Konsulats wurden die von den Bolschewisten übriggelassenen Mennoniten auf dem Luftwege in vier Tagen nach Gronau und von dort mit einem der Transporte nach Uebersee verbracht.

Von hier gehen wir in den Teil der Siedlung zurück, den ich bereits gesehen habe. Es ist ein stiller Mondscheinabend, und wir können die einzelnen Siedlerhäuschen auch weiter weg gut unterscheiden. Ich erlebe diesen ungewöhnlichen Augenblick sehr bewusst. Vor bald 200 Jahren wanderten auch meine Vorfahren aus Westpreussen ostwärts. Die Verbindung mit den in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten und Bekannten riss allmählich ab, und beide Gruppen, die eine in der alten Heimat und die andere in Russland begannen sich stark verschieden zu entwickeln. Aber der Deutschlandgruppe wurden nur wenige Jahrzehnte mehr zugebilligt als den Russlandmennoniten. 1934 kehrte ein kleiner Rest der Abkömmlinge jener Gruppe in das Mutterland zurück, und von 1945 an war dann das Schicksal aller „Westpreussen“-Mennoniten wieder das gleiche. Auch die Deutschlandgruppe wurde nun flüchtig, und nur ein kleiner Teil fand schliesslich hier in Uruguay eine Zuflucht. Und nun gehe ich, der ehemalige Russlandmennonit, der heute in Canada wohnt, mit dem Aeltesten dieser Westpreussengruppe durch diesen südamerikanischen Abend, vor uns diese weite Steppe und über uns das Kreuz des Südens.

Die Familie Heinrich Wall entbietet uns einen herzlichen Willkomm. Auch sie wohnt noch nicht lang in diesem Sodenhaus. Die Eheleute sind nicht mehr jung, aber sie haben alle Arbeiten beim Bau allein getan. Die Decke fehlt auch hier noch und wird wahrscheinlich auch noch nicht sobald eingebaut werden. Ich sitze auf einem Hocker, der mir ungewöhnlich schwer vorkommt.

„Selbstgemacht,“ sagt Herr Wall, „wer weiss, wo der Stuhl noch einmal landet, vielleicht doch noch einmal in Westpreussen.“

Wir vereinbaren für den anderen Morgen eine Zusammenkunft bei Walls auch mit den Herren Willy Dyck und Gustav Driediger, um mir einen Überblick über die Entstehung der Ansiedlung zu erfragen. Etwa um zehn Uhr kommt Herr Klassen und holt mich im Lastwagen des MCC ab.

Morgens weckt mich der Ruf des „Bem te Vie“ = „Ich sehe dich gut“, ein alter Bekannter noch aus Brasilien. Es war auch höchste Zeit, denn um halb acht ist Frühstück. Wieder kommt mir dieser schöne Morgen, von denen ich auf dieser Reise nun schon so viele erlebte, wie ein Geschenk vor. Sofort mache ich mich auch auf den Weg zu Walls. Schon von weitem sehe ich auf dem Wallschen Hofe drei Männer stehen. Die Bauern sind also wieder einmal früher als die Städter. Wir gehen bald ins Haus und nehmen am Tisch Platz, und nun wird mir eine Darstellung von Einwanderung und Ansiedlung gegeben, wie ich sie mir knapper und sachlicher garnicht wünschen kann.

El Ombu wurde gegründet von der ersten Gruppe „Danziger“ mit etwa 130 Familien und 751 Personen, die am 27. Oktober 1948 in Montevideo an Land ging. Bekanntlich wurde die ganze Gruppe in zwei weit auseinander liegende Städten untergebracht, und zwar etwa 50 im Militärlager Arapey und rund 250 in der Stadt Colonia, die an der La Plata Mündung Buenos Aires gegenüber liegt.

Im April 1949 wurde dann ein vorkommando von 20 Mann auf das neugekaufte Land geschickt. Es hatte die Aufgabe, Land und Wege zu vermessen und eine Notunterkunft vorzubereiten. Leider blieb der Gutshof noch zehn Monate lang vom Verkäufer besetzt. Er erwies sich übrigens den Ankömmlingen gegenüber als überaus hilfbereit und entgegenkommend.

Das Land, 1119 Hektar, wurde von einer Sociedad Anonima gekauft, und zwar für 252.000 Pesos, wobei der Hektar also auf 211 Pesos zu stehen kommt. Das MCC streckte den Siedlern 60.000 Pesos für die Anzahlung vor, während für 192.000 Pesos bei den Banken eine Hypothek aufgenommen werden musste. Diese soll in 30 Jahren mit 7% zurückgezahlt werden. Auch die Schuld an das MCC soll in der gleichen Zeit zurückgezahlt sein, allerdings mit nur 2%.

Das ganze Land wurde nunmehr aufgeteilt in 30 Parzellen zu je 35 Hektar. Diese wiederum wurden aufgeteilt in Höfe in der Grösse von 3 ½ bis 14 Hektar. Im September 1950 wurde eine landwirtschaftliche Cooperative gegründet, deren Präsident zugleich Siedlungleiter ist. Dem Prediger Heinrich Wall folgte auf diesem Posten Hans Enns. Der Konsumladen wurde allerdings bald aufgelöst und in einen Privatkaufladen umgewandelt, dessen heutiger Besitzer Rudolf Friesen ist.

Ob hier denn 15 Hektar auf die Dauer für eine Familie, eine mennonitische Familie, genügen würden, frage ich.

„Nein, ganz bestimmt nicht,“ ist die Antwort, „aber für den Anfang müssen sie als Sprungbrett genügen. Der Staat sieht als Existenzgrundlage für eine Familie hier 40 Hektar vor, bei der Qualität unseres Landes aber müssten wir 50, besser aber noch 75 Hektar Land haben.“

Ob sie hier mit Weizen als Einzelkultur durchkommen würden, frage ich weiter.

„Nein,“ wird mir gesagt, „aber wir haben auch garnicht vor, den Versuch damit zu machen. Neben Weizen bauen wir Oellein, Sonnenblumen, Erdnüsse und Mais. Der Weizen erbrachte 1952 durchschnittlich 11 Doppelzentner (in Deutschland 30), wobei für den Doppelzentner 16 Pesos abzüglich Fracht gezahlt wurden. Oellein hatte einen Preis von zuerst 35 dann 24 Pesos je Doppelzentner, Sonnenblumen dagegen 20 und Erdnüsse 29. alle unsere Erzeugnisse fahren wir nach dem rund 300 km oder 200 Meilen entfernten Montevideo. Von einem Hektar hatten wir im ganzen also 800 bis 1000 Pesos Einnahmen.“

Was den hier ein Haus koste, wie es sich hier die meisten Siedler errichtet haben, möchte ich noch wissen.

„Etwa 100 Pesos, wenn man alle Arbeiten selber verrichten kann.“

Zum Mittagessen gehe ich wieder hinüber auf den Gutshof. Mitten auf dem Hof steht ein Baum, ein El Ombu, von dem die Ansiedlung ihren Namen hat. Auch eine Anzahl Paraisobäume sind hier zu sehen, sie sehen allerdings ganz anders aus als ihre schattenspendenden Vettern im fernen Chaco.

Bei Tisch erzählt Frau Sara Klassen aus ihrer Frauenarbeit. Sie leitet einen Verein, an dessen Veranstaltungen 35 bis gelegentlich 80 Frauen teilnehmen, wobei sie jeden Monat einmal zusammenkommen. Auch die Jugendarbeit wird von Frau Klassen geleitet. Jeden Sonntag abend hält sie mit ihr eine Bibelstunde ab, ausserdem wird gesungen und einmal im Monat ein Unterhaltungsabend veranstaltet.

Nach dem Mittagessen suche ich mir in der Nähe des Hofes zunächst eine Anhöhe, von der aus ich die ganze Ansiedlung überblicken möchte. Ich sehe, dass sie sozusagen in Viereck angelegt ist, wenn die eine Seite auch noch eine Strasse hat. Innerhalb dieses Vierecks liegen nur wenige Häuser, der Gutshof liegt an der einen Seite dieses Quadrats, während annähernd in der Mitte jener grosse Apfelsienwald zu sehen ist. Mann hat die rund 43 Hektar bereits aufgeteilt, wobei jede Familie annähernd  $\frac{3}{4}$  hektar erhalten hat. Als ich einmal dort vorbeigehe, freue ich mich an den gesunden Bäumen, denen auch die Ameisen nichts mehr anhaben können. Einige Siedler haben ihren Anteil bereits eingezäunt, wohl um frei weidendes Vieh abzuhalten. Den Eukalyptushain hier hat man abgeholzt, um Bauholz zu erhalten für ihre Häuser.

Ich habe vor, die ganze Ansiedlung zu Fuss zu „begehen“, Aufnahmen zu machen und mich mit den Kolonisten zu unterhalten. Wie gesagt, die meisten Häuser sind aus Soden aufgeführt, einige sind auch bereits verputzt und sogar weiss angestrichen. Die Erfahrung hier lehrte die kolonisten, dass ein Zementverputz allein sich bald von den Soden löst, dass der gewöhnliche Lehm aber gut haftet.

Johannes Reimer ist gerade dabei, Zaunposten einzugraben. Er hat im Krieg ein Auge verloren. Sein Bruder, der ihm hilft, ist gelernter Bäcker und hat auch hier eine Bäckerei aufgemacht. Das Backen ist für die einzelnen Haushaltungen schwierig, weil das Brennmaterial auf El Ombu sehr knapp ist. Holz und Kohle fehlen vollkommen, und es stehen zunächst nur die Stengel der Sonnenblumen und das Kraut der Erdnüsse zur Verfügung. Der Bäcker hier verkauft das Brot übrigens billiger, als es in der Stadt feilgehalten wird, und zwar für 20 Centavos das Kilogramm.

Bei Reimers im Vorgarten blühen die schönen Geranien. An den Aussenwänden sind Zwiebelstränge zum trocknen aufgehängt. Bei Willy Dück werde ich zum Kaffee eingeladen. Im Gespräch fällt mir die englische Aussprache des „r“ und des „sch“ von Frau Dück auf, und ich erfahre, dass sie aus Tiefengrund in Saskatchewan stammt. Herr Dück war vor Jahren aus Deutschland nach Canada ausgewandert, hatte dort geheiratet und war vor dem zweiten Weltkriege nach Deutschland zurückgegangen. Einer ihrer Söhne heisst Arnold, und man neckt ihn nun manchmal als Arnold Dück II (nach einem Schriftsteller).

„Nur ist er nicht so berühmt, wie sein Namensvetter in Canada“, sagt Frau Dück.

Die blonde Helga zeigt mir ihre Hundefamilie, die sie betreut und die unter dem Bett wohnt.

„Das lange Lagerleben in Dänemark,“ erzählt Frau Dück, „hatte unsere Kinder Tierscheu gemacht. Sie hatten Angst auch vor Hunden und Katzen. Und als wir unser erstes Kalb schlachteten, erklärte Helga, dass sie hier nicht bleiben wolle, wenn man die Tiere auch in Zukunft totmachen werde.“

Überall findet man ein freundliches Wort der Begrüssung, und man lädt mich immer trotz dringendster Arbeit ein, ins Haus zu kommen. „Wir freuen uns, wenn ihr Nordamerikaner nicht nur im Jeep durch die Ansiedlung saust, sondern wenn ihr uns einige Worte gönnt und auch in unsere primitiven Häuser einen Blick tut,“ sagt man mir. Alle möglichen Fragen werden bei diesen oft nur kurzen Besuchen aufgeworfen. Jemand jammert darüber, dass ihre Zähne hier so schlecht würden:

„Schon im Kriege war die Verpflegung nicht vollwertig,“ erzählt die Hausfrau, „und dann kamen die mageren Jahre in Dänemark und Deutschland, und schliesslich hatten wir auch hier in den Lagern und auf der jungen Ansiedlung gerade das nicht, was unser Körper am nötigsten brauchte: Obst und Gemüse.“

Ein anderer kann es auch heute noch nicht verwinden, dass man ihnen erst auf dem Schiff unterwegs von Deutschland nach Südamerika eröffnet hat, dass sie nicht nach Paraguay, wie ihnen in Gronau gesagt worden war, sondern nach Uruguay unterwegs seien. Sie hätten sich nach Möglichkeit auf Paraguay eingerichtet und auch ausgerüstet. Sie hätten auch soviel wie möglich Eisen mitgenommen, das im Chaco sehr knapp sein soll. Aber möglicherweise hätte die Entscheidung über ihr Zielland nicht eher getroffen werden können.

Jemand klagt auch sein Leid, das ihm durch den Zoll in Montevideo angetan werde.

„Stellen Sie sich vor,“ sagt er, „Kleiderpakete, die wir bereits zu Weihnachten 1950 erhalten sollten, lagern noch immer im Zoll! Der Lastkraftwagen für Brabancia, den die Ansiedlung so dringend braucht, wird nicht freigegeben. Ein Packet aus den Vereinigten Staaten für Walter Klassen lag volle zwei Jahre im Zoll.“

Als ich einmal eine Bemerkung mache über das prachtvolle Wetter, von dem meine ganze Reise bisher begünstigt sei, wird mir gesagt, dass das tatsächlich Glück sei.

Als ich die erste untere Reihe an der grossen Strasse von Montevideo nach der argentinischen Grenze zu Ende hin, ist es dunkel, und ich mache mich auf dem Weg zurück zum Gutshof. Ich lasse mir wieder Zeit und freue mich an dem Augenblick, dem ungewöhnlichen, dem mondklaren Abend, der offenen Steppe, der völligen windstille und übrigens an dem Mond, der hier, wie gesagt, verkehrt liegt.

Die Elite der Deutschen Bauernschaft auf uruguayischem Boden! Dass sie sich wirtschaftlich nicht nur behaupten, sondern auch durchsetzen wird, darüber besteht gar kein Zweifel. Aber wie sie die religiöse und völkische Entwicklung gestalten werden, das vermag niemand vorauszusagen. Schon jetzt haben sich drei von den in Montevideo in Stellung befindlichen Mädchen mit Spaniern verheiratet. Und es ist garnicht abzusehen, wann die Jugend wird auf die Ansiedlung zurückkehren können.

„Solange wir nur 15 Hektar Land besitzen,“ erzählt mir ein besorger Familienvater, „wird das nicht möglich sein. Heute hat das dort verdiente Geld für uns noch einen doppelten Wert. Wir haben noch nicht einmal fertige Häuser, geschweige denn das notwendige Ackergerät, vor allem auch keine Wagen. Sie haben ja unsere Schlitten und „Schleifen“ gesehen, das sind zunächst unsere Beförderungsmittel. Der etwas weiter „Vorangeschrittene“ hat bereits einen kleinen „Wagen“, ein Gefährt mit kleinen Holzrädern aus einem Baumstamm gefertigt. Einen richtigen, vierrädigen Wagen besitzt nur ein einziger unserer Bauern.“

„Unsere völkische Entwicklung macht uns hier zunächst weniger Sorgen,“ höre ich jemanden bei einer anderen Gelegenheit erzählen. „Wir wollen unserem Gastland treue Bürger sein, dabei aber das, was wir nach Gottes Willen geworden sind, bleiben: Deutsche“. Als uns Herr Arthur Jahnke seinerzeit in seiner Begrüssungsrede noch auf dem Schiff sagte: „Mit Eurem Deutschtum könnt Ihr hier nichts anfangen“, da schüttelten wir den Kopf. Als man uns dann auseinander setzte, Christentum sei wichtiger als das Volkstum, da pflichteten wir natürlich bei, meinten aber, dass man Christentum und Volkstum garnicht vergleichen könne. Christentum und Volkstum, ganz (**genau ... ..**)?, liegen auf verschiedenen Ebenen. Christentum und Volkstum schliessen einander keineswegs aus. Wir brauchen also keineswegs volkstumlos oder international zu werden, um auch gute Christen zu sein. Im übrigen sind die Nordamerikaner, die uns hier besuchen, keineswegs volkstumlos oder international, sie sind nach unserem Eindruck nordamerikanische Patrioten, also auch Nationalisten. Und wir haben auch nichts dagegen. Warum sollen sie ihre Heimat nicht lieben und schätzen und sich zu ihr zuhörig fühlen. Das ist doch richtig so. Was wir von ihnen erwarten, ist nur folgendes: dass sie auch uns unseren eigenen Weg gehen lassen. Es berührt uns sonderbar, wenn uns junge Männer in diesen wichtigen Fragen belehren wollen, können, denen eine Lebenserfahrung wie sie viele von uns mitbringen, noch abgeht, ja, die noch nicht einmal einen ordentlichen Beruf gelernt haben. Allein mit mangelnder Kinderstube ist dieser Eifer, uns darüber belehren zu wollen, wie wir uns nun Deutschland und dem deutschen Volkstum gegenüber „einzustellen“ hätten, doch wohl nicht zu erklären. Wie gesagt, wir

respektieren die Einstellung der nordamerikanischen Brüder, mit denen wir hier schon in Berührung gekommen sind, aber wir freuen uns auch, wenn wir an ihnen die gleiche Haltung auch uns gegenüber verdanken können.

Abends bin ich bei Lehrer Bruno Fritz eingeladen. Auch er ist Danziger Mennonit und Gewerbeoberlehrer von Beruf. Seine Gattin hat er in einem Lager in Dänemark begraben und die Reise mit seinen beiden Söhnen allein antreten müssen. Mit grössten Schwierigkeiten hat er hier die Schule aufgebaut, und zwar zunächst mit lehren Händen, nur mit einem grossen Arbeitswillen. Natürlich fehlten auch hier sowohl Schulbücher als auch Lehrmittel. Ein Brief an verschiedene grössere Verlagshäuser in Deutschland fand erfreulichen Widerhall, und man schickte der Schule El Ombu eine Anzahl Bücher, die ihm das Unterrichten schon sehr wesentlich erleichtern.

Mit dem Unterricht wurde gleich im Januar 1952 begonnen und zwar mit nicht weniger als 82 Kinder, eine Zahl, die mittlerweile bis auf 72 abgesunken ist.

Im April dieses Jahres wurde von der provinziellen Schulbehörde das Statut der „Deutschmennonitischen Privatschulen“ bestätigt, das der Schule von El Ombu das Recht zugesteht, in der Muttersprache der Kinder zu unterrichten. Allerdings muss die Schule von der Ansiedlung selber unterhalten werden. Die Schulbehörden verlangen lediglich, dass die vorgeschriebenen staatlichen Feiertage eingehalten werden.

„Besonderes Gewicht legen wir in unserer Schule auf Deutsch und Rechnen,“ sagt Herr Fritz. „Wir haben den Ausspruch von Herr Iahnke: „Für euch genügen hier Bibel und Gesangbuch“, wohl zur Kenntnis genommen, haben aber nicht vor, ihn uns zur Richtschnur zu machen. Natürlich ist auch für uns die Bibel die Grundlage unseres Lebens, aber gerade diese Tatsache ist uns auch Ansporn, auch die mitbekommenen geistigen Gaben und Anlagen zu entwickeln und unser mitgebrachtes geistiges Niveau auch in diesem Lande zu halten.“

Mein einziger Sonntag auf El Ombu beginnt wie ein grosser Feiertag. Nachts hat es etwas geregnet, aber morgens ist wieder schönstes Wetter. Gleich nach dem Frühstück gehe ich hinaus in den Garten, in dem unter Palmen und Pinien blassrote Rosen und andere Blumen blühen, und über den baumbestandenen Hof hinaus ins Freie. Klar und mild liegt die Sonne heute auf dieser fast leeren Steppe. Ich gehe den Weg hinunter durch das breite Hoftor, biege dann rechts ab von der Strasse, um über den Zaun zu klettern und in die Steppe hinauszugehen. Zwei Kirchgänger begegnen mir. Es sind Herr und Frau Gustav Penner, bei denen ich mich für den Nachmittag eingeladen habe. Der Gottesdienst beginnt erst um halb zehn, und jetzt ist es knapp neun Uhr.

„Wir Bauern sind immer etwas frühe dran,“ sagt Herr Penner „und dann trifft man ja immer auch noch Bekannte vor der Kirche und nutzt die Gelegenheit, dieses und jenes zu besprechen.“

Man schaut mir wohl verwundert nach, als ich über den hohen Zaun klettere und in die Steppe hineingehe. Das Gelände ist hier noch wesentlicher flacher als in Bage und von den leicht erhöhten Stellen aus ist die weitere Umgebung erstaunlich gut zu übersehen. Es ist so gut wie sicher, dass die Mennoniten hier ihre neue Heimat in kurzer Zeit liebgewonnen haben werden, und dieser Liebe wird auch der schwere Anfang kein Abruch tun können. Ab und an stosse ich auf ein gebleichtes Skelett eines Rindes oder Schafes. Verendete Tiere werden hier nicht verscharrt, hatte ich schon unterwegs einmal erzählen hören, als uns der Geruch auf einen Kadaver aufmerksam gemacht hatte.

Almählich aber wird es Zeit umzukehren. Von allen Seiten sehe ich Kirchgänger dem Gotteshaus zustreben. Der Versammlungsraum ist auf dem einen Ende jener Wohnbaracke eingerichtet. Der heute noch bewohnte Teil ist abgegrenzt mit weitläufiger grauer Leinwand. Für die Besucher stehern gewöhnliche Bänke ohne Lehne bereit. Vorne auf einer gleichen Bank sitzen die Prediger: Alfred Hinz, Heinrich Wall und Otto Jochen. Tobias Foht, der Leiter der kleinen MBGemeinde, scheint heute nicht im Gottesdienst zu sein. Die Hereinkommenden bleiben immer stehen zu einen kurzen Gebet. Niemand spricht ein Wort, und das für canadamennonitische Gotteshäuser so charakteristische Geräusch im Flüsterton geführter Unterhaltung ist hier nicht zu hören. Ein Teil der erwachsenen Jugend kommt zuletzt und geschlossen in den Raum.

Man singt zur Einleitung „O, dass ich tausend Zungen hätte. . .“ wobei mir auffällt, dass die Pausen an den Zeilenenden hier länger durchgehalten werden, als ich gewohnt bin. Man hört es dem Gesang an, dass sich hier Menschen aus verschiedenen Gemeinden zusammen fanden, die sich allmählich noch „einsingen“ werden.

Neben mir sitzen Walter Klassen und Frau, die beide in den Vereinigten Staaten geboren sind, ich bin Russlandmennonit aus Deutschland- Canada, und wir drei sind Gäste der westpreussischen Mennoniten in Uruguay. „Mennochicksale.“

Alfred Hinz predigt. Er hat seine Predigt vorher niedergeschrieben. Sein feines, schmales Gesicht fällt mir auf. Sonst aber vermag ich zwischen diesen westpreussischen und unseren „russländischen“ Gesichtern keinen Unterschied zuerkennen. – In den „Deckenzimmern“ nebenan ist es die ganze Zeit hindurch ganz still. Einmal nur schlägt eine Uhr mit angenehmen Klang das Zeichen des Big Ben in London.

Zum ersten mal wird hier heute von der eigenen Kanzel herunter gepredigt. Sie ist das Werk von Franz Vogt und Sohn, die in diesem Jahr nach Canada gegangen sind.

Nach Schluss des Gottesdienstes stehen viele Besucher vor dem Hause in Gruppen im Gespräch beisammen. Ich nutze die Gelegenheit, einige Aufnahmen zu machen, und unterhalte mich dann bis zum Mittagessen mit einigen Männern, deren Namen mir nicht bekannt sind. Der eine ereifert sich darüber, dass ihre Jugend nicht hier mit ihnen zusammen auf der Ansiedlung sein kann. „Wenn wir das zum Dauerzustand werden lassen“, sagt er, „können wir das Ende unserer Gemeinschaft heute schon voraussehen. Die Jugend muss uns auf diese Weise ja fremd werden und natürlich auch der Gemeinde und der Ansiedlung. Hinzukommt, dass sie sich in vielen Fällen durch Heirat von uns löst. In den wenigen Jahren, die unsere jungen Menschen in Montevideo arbeiten, haben wir bereits fünf Mischehen, wobei jene Familien höchstens vielleicht einmal zu Besuch nach El Ombu kommen werden. Im übrigen braucht unsere Jugend die Gemeinschaft gerade in den ersten Jahren hier besonders nötig, schon um der seelischen Schäden willen, die wir alle durch den Krieg und das viel zu lange Lagerleben davongetragen haben.“

Eine andere Gruppe, der ich mich zustelle, spricht gerade über den Boden hier. „Der schwarze Boden – im übrigen ist hier der Boden sehr verschieden – eignet sich besser zum Ausbeuten, während der sandige Boden gleichmässige Erträge liefern wird. Leider ist die Einzäunung sehr teuer. So kostet ein Rotdornpfosten 1,40 und die Latten dazwischen je 32 Centavos, die Rolle Stacheldraht dagegen 14 Pesos, so dass die Einzäunung eines Hektars auf 80 Pesos oder auf etwa 30 Dollar zu stehen kommt.“

Bald nach dem Mittagessen gehe ich „spazieren“, nach mennonitischem Sprachgebrauch also Besuche machen. Jedesmal freue ich mich, wenn ich hier irgendwohin unterwegs bin. Ganz langsam gehe ich dann, bleibe von Zeit zu Zeit stehen und betrachte in Ruhe, was sich dem Auge Sehenswertes anbietet. Und zu sehen ist auf dieser Ebene die Fülle. Dort jener Taubenschwarm, dessen disziplinierter Flug das Auge freut. Aber unsere Siedler müssen in ihnen ihre Feinde sehen, da sie ihre Pflanzungen empfindlich schädigen.

Herr Gustav Penner kommt mir bis an die Strasse entgegen. Er war in Westpreussen viele Jahre lang Zollbeamter, und ich kann mir ihn als pünktlichen und pflichtbewussten deutschen Beamten sehr gut vorstellen. Auch Penners wohnen in einem Sodenhaus, das von innen schon so wohnlich wie irgendetwas eingerichtet ist. Einer ihrer erwachsenen Söhne ist gerade zu Hause. Auch er will Bauer werden. Die Zeit vergeht bei angeregter Unterhaltung viel zu rasch, und nach dem Kaffee – das Streuselkuchenrezept haben unsere Frauen seinerzeit sicher noch aus Westpreussen mitgebracht – mach ich mich auf dem Weg zu Heinz Töws dem Schwiegersohn von Penners um die kurze Zeit möglichst auszunutzen. Herr Penner begleitet mich. Wer hier über dem Kamp geht muss übrigens immer wieder auch durch Zäune klettern oder über sie hinwegsteigen.

Bei Töwsens sitzt man gerade beim Kaffee. Die Familie Fieguth – Herr Töws und Frau Fieguth sind Geschwister – ist dort zu Besuch. Die Unterhaltung hier wird für mich sehr lehrreich, denn Töws ist offensichtlich mit Leib und Seele Bauer und ein guter Erzähler dazu. Von seiner Weizenernte bleiben ihm nach Abzug von 25% Betriebskosten 310 Pesos Reingewinn. Die Einnahmen aus den Erdnüssen waren übrigens höher. Sowohl den weizen als auch die Erdnüsse – diese werden hier Manis genannt – haben in Montevideo einen guten Markt.

El Ombu hat übrigens die erste Zinsrate auf seine Landschuld pünktlich bezahlt, was sowohl in Bank- als auch Regierungskreisen nicht geringes Erstaunen auslöste. „Natürlich war das nur möglich“, meint Herr Töws, „mit dem Gelde, das unsere auswärts dienenden jungen Männer und Mädchen heimschickten. Der gute Ruf übrigens, den die deutschen Siedler gerade hier in unserer Umgebung geniessen, ist nicht eigenes Verdienst, sondern Erbe. Wir verdanken ihn den Russlanddeutschen, die vor unserer hier gewohnt haben. Geschadet hat unserem Ruf hierzulande sehr das Misslingen der Ansiedlung Canelones, das ein Mann verschuldete, dessen abstammungsmässige Zugehörigkeit zum westpreussischen Mennonitentum keineswegs erwiesen ist.“

Immer wieder höre ich aus den Gesprächen heraus, dass man hier eine Familie vom Ertrag der 15 Hektar zur Not ernähren können, aber an ein wirtschaftliches Vorankommen sei nicht zu denken. Daher müsse man von vornerein Pacht oder Neuankauf ins Auge fassen.



„Wenn wenigstens die unzähligen Schädlinge nicht wären. Sie werden es ja gesehen haben,“ sagt man mir, „auch auf kurzen Strecken begegnen Sie immer wieder den überaus schädlichen Schlepperameisen. Sie lassen übrigens fast gar nichts „ungeschoren“. Auch die Sonnenblumen sind vor ihnen nicht sicher, ebensowenig wie die jungen Süsskartoffeln, von dem Gemüse und den Obstbäumen ganz zu schweigen.

Und dann erst der graue Käfer, der unsere Kartoffelfelder verheert – wir nennen ihn übrigens wegen seines grauen Kleides Luftwaffenhelfer - , nur die Süsskartoffeln verschmäht er, diese werden übrigens auch von den Heuschrecken links liegen gelassen.

Die Erdnüsse, die für uns eine wichtige Einnahmequelle sein können, werden von einer kleinen roten Spinne befallen, die manchmal ganze Felder vernichtet. Man kann sie mit Erfolg mit Schwefel bekämpfen, was allerdings teuer ist. Und dann die schon erwähnten Tauben, von denen wir drei verschiedene Arten unterscheiden, die oft in Scharen von sicherlich Hunderttausenden erscheinen. Und schliesslich auch die Zecken, die giftig sind und an denen das Vieh eingehen kann. „Verzeckte“ Kämpfe müssen immer erst gereinigt werden.“

Das war ein angenehmer Nachmittag, und ich gehe auf Umwegen auf dem Gutshof zurück, um am Abend einer anderen Einladung nachzukommen.

Um acht mache ich mich auf den Weg zu Alfred Hinz. Der schmale Fussweg über die Aecker ist trotz der Dunkelheit gut zu unterscheiden, und nachdem ich über einige Stacheldrahtzäune geklettert bin, stehe ich bald vor dem weissgestrichenen Sodenhaus. Auf mein Händeklatschen kommt Herr Hinz heraus und führt mich ins Haus. Hier sehe ich alle seine Geschwister, drei Ehepaare, versammelt. Es sind aber auch Geschwister von Aeltesten Bruno Enns, der in Winnipeg das MBG College besucht. Auch dieser anregende Abend ist im Nu herum, und als ich auf den Gutshof zurückkomme, ist in den Häusern nirgends mehr Licht zu sehen.

Meinen letzten Tag in El Ombu will ich gut nutzen, und sofort nach dem Frühstück mache ich mich auf den Weg. Der starke Frühnebel beginnt sich bald zu verflüchtigen, und es ist wieder ein sonniger Tag zu erwarten. Diesmal komme ich an jener ausgedehnten Apfelsinenplantage vorbei, und lese von einigen abgesägten Bäumen ihr Alter ab. Acht bis zehn Jahre mag der Hain alt sein. Dieser prächtige Garten kann für die Kolonisten bei guten Ernten eine schöne Nebeneinnahme abwerfen.

Ein kleines blondes Mädchen das unterwegs ist zur Schule, frage ich nach dem Weg zu Tobias Foth. Um zu ihm zu gelangen, muss ich mich fast in die Mitte jenes Vierecks begeben, das die Ansiedlung bildet. Herr Foth ist draussen bei der Arbeit, während Frau Foth gerade ihr Kind im Wagen in die Sonne stellt. Herr Foth ist Holländer; diese haben hier mehr oder weniger zusammen angesiedelt. Man nennt sie hier „Neuheimer“, und als ich einmal nach der Herkunft dieser Bezeichnung frage, wird mir erklärt, dass sie eigentlich zufällig entstanden sei. Im Lager Arapey hätte jeder der Gruppen einen Namen haben sollen, um sie bei verschiedenen Anlässen leichter auseinanderhalten zu können, und da hätten sie sich denn den Namen „Neuheimer“ zugelegt.

Die Tochter von Foths, Irmgard, hatte ich bereits im MCC Heim in Montevideo kennengelernt.

Der ziemlich weit entfernte Nachbar Peter Foth ist gerade dabei, seine eine Soden=Aussenwand mit Ziegeln zu „bemauern“, wie er sagt.

„Das hier ist nämlich die Westseite, und der hier oft sehr heftige Regen wäscht mir die Wand geradezu weg. Die gebrannten Ziegel werden dem Regen besser standhalten.“

Wie lange so ein Schilfdach, wie er eines hat, wohl aushalte, frage ich.

„Nun, wenn es gut gelegt ist,“ meint Herr Kliewer, „wohl nicht weniger als 30 Jahre.“

Auch den Gemüsegartensehen wir uns noch an. „Wenn nur die Ameisen nicht wären,“ heisst es auch hier, „schauen Sie, hier hat mein Mann gerade heute früh gegraben, ein ganzes Nest ausgegraben, und die Brut mit verdünntem Petroleum vernichtet. Aber sehen Sie hier, da laufen noch welche herum. Die bauen ihr Nest wieder auf, und es dauert garnicht lange, dann haben sie wieder unser Gemüse und wir das Nachsehen.“

Etwas weiter weg vom Hause treffe ich Minna Foth. Sie hütet hier ihre Rinderherde, und da es auf der Dauer langweilig ist, in die Gegend zu schauen, hat sie ein Buch mitgenommen, was mich veranlässt, von der lesenden Hirtin und ihrer Herde eine Aufnahme zu machen.

Die obere linke Ecke der Ansiedlung bilden die Janzens. Ich halte auf eine Erdhütte zu, eine typische „Semlin“, die ich hier zum ersten mal sehe. Der Besitzer ist Hermann Janzen, ein „Danziger“ aus Waldorf bei Tiegenhof. Herr Janzen kommt mir entgegen, um mir durch den Stacheldrahtzaun zu helfen und lädt mich ein ins Haus zu kommen. Aber in diesem „Hause“ ist es eng, sehr eng. Zwei Betten füllen den Raum fast aus, und einige Kisten. Eine davon dient als Tisch. Auf einer anderen steht der Petroleumkocher, auf dem gerade das Mittagessen gekocht wird. Ich werde sofort herzlich eingeladen zum Mittagessen dazubleiben. Es gäbe

Kartoffelkeilchen oder Schokketjieltjeln, wie sie „zu Hause“ gesagt hätten. Natürlich kenne ich dieses Gericht, das in Russland meist mit gebratener Wurst oder Schinkenfleisch gegessen wurde. Nur waren die Keilchen (von Keil) dortzulande grösser.

„Ausser Tomaten und Gurken die nur im Sommer gedeihen,“ erzählt Frau Janzen, „können wir hier jede Art Gemüse eigentlich das ganze Jahr hindurch haben – wenn es den Ameisen gefällt.“

Frau Janzen erzählt auch von ihren Kühen, die die Milch nur hergeben, wenn das Kalb „angemolken“ hat. Sie wollen sich natürlich bemühen, den Kühen diese Eigart abzugewöhnen, aber leichtwerde das nicht sein. Die Uruguayerinnen wundern sich, dass die Menonitinnen selber melken und auch sonst in der Wirtschaft mit Hand anlagen. Das alles sei doch eigentlich Männerarbeit.

Die Mutter von Herrn Janzen ist seine Nachbarin. Sie wohnt bereits in einem grösseren Hause, das von dem in Montevideo verdienten Gelde erbaut worden ist, erzählt man mir. Mutter Janzen hat besonderes Glück in all dem Unglück gehabt. Sie hat alle ihre Kinder – zehn im ganzen – 4 Söhne und 6 Töchter – hier in Uruguay. Ihre Schwiegersöhne aber liegen alle im fernen Osten begraben. Der eine der Janzens ist gelernter Gärtner, was man denn auch sogar seinem Gemüsegarten ansieht.

„Aber diese Ameisen,“ sagt man auch hier wieder.

Immer wieder sehe ich auf dieser Ansiedlung rote Haustüren und wundere mich über diesen etwas sonderbaren, aber einheitlichen Geschmack der sog. Danziger. Als ich einmal eine Bemerkung hierüber mache, lacht man.

„Zufall. Unser damalige Siedlungleiter Heinrich Wall kaufte in Montevideo irgendwo als Ramsch billig etwa 50 Eisentüren, die auf der Siedlung natürlich im Nu vergriffen waren . . .“

Vor manchen Häusern sehe ich kleine Haufen von Erdnussstrauch, Maisstroh und Sonnenblumenstengeln aufgeschichtet.

„Unser einziges Brennholz. Aber habt Ihr seinerzeit in Russland nicht auch mit Stroh geheizt? Herd und Ofen? Auf dieser kahlen Steppe gibt es weder Holz noch Brennmist. Darum sind hier zunächst auch manche Gartenzäune aus zusammengefügt Stengeln hergestellt worden.“

Ich lasse mir Zeit auch auf diesem meinem letzten Gang durch die Ansiedlung. Ab und zu sehe ich ein gutes Motiv vor mir und mache eine Aufnahme. Mein letzter Besuch gilt einer Familie Hermann Fieguth aus Dammfelde in Westpreussen. Hier wohnt auch Frau Käthe Albrecht, die nun schon 20 Jahre lang an das Bett gefesselt ist, und zwar infolge senerzeit überstandener Kinderlähmung. Einen ihrer Söhne begrüsse ich draussen, wo er eine Feldschmiede eingerichtet hat, der andere Sohn arbeitet in Montevideo. Auch Frau Herrta Bestvater wohnt hier. Sie wurde nach dem Kriege von den Russen verschleppt, und zwar bis nach Tscheljabinsk am Ural. Aber einer Reihe von Monaten wurde sie wieder entlassen, da sie infolge der überstandenen Strapazen zur Arbeit untauglich geworden war. Der Herr des Hauses, Herr Fieguth, ist gerade dabei, für seinen Sohn die Ziegel heranzufahren, da er sich eine Schmiede erbauen will.

Frau Albrecht lädt mich zum Kaffee ein. Auf den Tisch kommt auch der berühmte westpreussische Radarkuchen. Er sieht den Rollkuchen, die hier Luftrollkuchen oder „altmodische“ Rollkuchen genannt werden, sehr ähnlich, nur sind sie im allgemein kleiner und dicker, auch wird das eine Ende durch einen von einem Schnitt verursachtem Schlitz gezogen, so dass es aussieht, als seien die Radarkuchen geknotet.

„Das ist Schmand (von polnisch smetana) vom anderen Ende,“ sagt Frau Albrecht, als ihre Schwester entrahmte Milch auf den Tisch stellt.

Beiläufig erfahre ich hier auch was das Wort Waotamaoda bedeutet, das wir als Kinder im Spiel oft gebraucht haben und das unsere Urgrossväter aus Preussen mitgebracht haben. Waotamaoda wurde in Ostpreussen ein Wasserschein genannt.

Als Frau Bestvater einmal die appetitlichen Radarkuchen (die Amerikaner haben dieses Wort, so erzählt mir hier jemand, von den Mennoniten entlehnt, um einer ihrer grossen Kriegserfindung einen passenden Namen zu geben) herumreicht, meint sie, es sei nicht so gemeint, wie man in Westpreussen oft scherzhaft gesagt habe: „Na, Schintjeflesch wull woll tjena“. In Russland sagt man in einem solchen Falle wohl mit einer grosszügigen Handbewegung „Aet Tjoeschen“.

Als ich zum Gutshof zurückkehre, ist Herr Klassen erstaunt über meine Gelassenheit.

„Ich dachte, Sie wollten heute noch nach Montevideo,“ sagt er.

„Will ich auch, aber ich habe ja noch Zeit, denn der Bus kommt ja erst um sechs.“

„Irtum,“ erwidert Herr Klassen, „nicht um sechs, sondern schon um halb vier passiert jener Bus unsere Ansiedlung. Auch wenn wir uns sehr beeilten, kämen wir nicht mehr rechtzeitig an die Rollbahn.“

Pech also. Aber da sehe ich Ohm Regehr auf mich zukommen. „Mach aus der Not eine Tugend,“ sagt er, „nun können wir noch einen Abend zusammensein.“ Herr Willy Dück, der gerade beim verladen von Sonnenblumensamen ist, lädt mich zu sich ein für die Nacht. Ich bezahle daher meine Rechnung bei Klassens, verabschiede mich und gehe mit Ohm Regehr zu Otto Jochen hinüber.

Jochens haben ihr Haus auch von innen zuerst mit Lehm und dann mit Zement verputzt. So bleibt er haften.

„Wir Danziger – im übrigen kommen wir ja keineswegs alle aus Danzig – müssen alle diese Fertigkeiten eines Pioniers erst noch lernen. Schauen sie sich einmal die Häuser der Russländer und Holländer an,“ sagt man mir, „sie sind besser als unsere, die Dächer sind dichter, die Lehmböden ebener usw. Jenes sind eben Pioniere nun schon Jahrhunderte lang . . .“

Als es zu dämmern beginnt, gehen wir alle drei zu Dücks hinüber. Das Wetter ist diese Tage hindurch ganz ungewöhnlich schön gewesen, und auch dieser Abend wieder ist mir wie ein Fest. Dücks wohnen nahe der Rollbahn, so dass ich morgens nicht weit bis an den Bus zu gehen habe. Wie Dücks mich unterbringen wollen, ist mir zunächst noch ein Rätsel, denn ich weiss, dass sie nur ein einziges kleines Zimmer haben und drei Kinder.

Auf dem nahen hochweg rollen die Wagen vorbei. Viele Mennonieten, die nach Montevideo müssen, sparen sich die 12 Pesos oder etwa 5 Dollar, die die Fahrt dorthin kostet, und fahren „Anhalter“. Die Spanier nehmen übrigens gern jemanden mit und fahren z.B. auf kleineren Landwegen wohl selten an Fussgänger vorbei, ohne sie zum mitfahren aufzufordern. Die mennonitischen Mädchen erhalten in Montevideo übrigens im allgemeinen doppelt soviel Lohn als die Spanierinnen.

„Das kommt immer noch billiger,“ sagt eine der Hausfrauen dort, „als wenn heute dieser und morgen jener Gegenstand aus dem Hause verschwindet. Ausserdem laufen die deutschen Mädchen nicht immer gleich davon, wenn eine Arbeit angeordnet werden muss, die vielleicht nicht so sehr gern getan wird.“

Um fünf Uhr früh bin ich schon auf. Mein Bus kommt kurz vor sechs aus dem nahen Young. Ich habe übrigens in einem tadellosen Bett ausgezeichnet geschlafen und staune darüber, was bei Mennoniten alles möglich ist. Ich glaube nicht, dass es in Deutschland einen Haushalt gibt, wo man einen Gast mit den Kindern zusammen in das eigene Schlafzimmer nehmen würde.

Frau Dück hat rasch noch ein Frühstück gerichtet, und dann ist es auch schon Zeit aufzubrechen. Draussen ist es noch dunkel. Wir gehen ein Stück die Landstrasse hinunter, um an die Wegkreuzung zu kommen. Vor uns türmt sich eine dunkle Wolkenwand hoch. Wir haben jene Kreuzung noch nicht erreicht, als schon ein stärker werdender Lichtschein aus Richtung Young den Bus anzeigt. Ich mache ein Zeichen mit meiner Taschenlampe, und der Bus hält.

Kaum habe ich mich im Wagen zurechtgesetzt, als es wie aus Kübeln zu giessen beginnt. Ich fürchte, dass Freund Dück sein Haus völlig durchnässt wird erreicht haben.

Meine Nachbarn ringsum haben sich in den angenehmen Polstern zurechtgelegt und schlafen. Ich sitze wieder ganz vorne und sehe vor mir in die Nacht hinaus. Der Regen rauscht in Strömen herunter, und es sieht so aus, als regne es nur in dem breiten Lichtkegel des Wagens. Dem flinken Scheibenwischer fällt es schwer, den prasselnden Regen abzuwischen und dem Fahrer ein ungehindertes Hinausschauen zu ermöglichen.

Schliesslich lehne auch ich mich in die Polster zurück und lasse meine Gedanken spazierengehen. Bis an den Rand vollgepackt waren diese kurzen Tage auf El Ombu, und dieser Besuch wird sicherlich zu den stärksten Erlebnissen auf meiner Reise gehören.

## - Brabancia bei Paysandu –

Natürlich will ich Uruguay nicht verlassen, ohne auch die zweite grössere, gerade im Entstehen begriffene mennonitische Ansiedlung Brabancia noch gesehen zu haben. Sie liegt von El Ombu 40 km in westlicher Richtung entfernt. Herr Walter Klassen hat ohnedies vor, nach Brabancia zu fahren, so dass wir uns auf einen Tag leicht einigen können.

Auf eine Frau Weihs fährt mit. Ihr Mann arbeitet bereits in Brabancia und erwartet sie mit ihren Sachen. Unser Lastwagen wird denn auch hoch voll geladen. Ganz obendrauf kommen noch zwei Sack Brot aus der El Ombuer Bäckerei. Herr Klassen übernimmt auch eine Menge verschiedener Aufträge: Bestellungen, Benachrichtigungen, Zettel und Briefe.

Und dann brechen wir auf. Ich sitze am Fenster und habe die Aufgabe, die Tore, durch die wir kommen, zu öffnen und wieder zu schliessen. Bald sind wir auf der Landstrasse nach Salto, und nun geht es in flotter Fahrt vorwärts. Ab und an gibt jemand an der Landstrasse durch Handhochheben zu verstehen, dass er mitgenommen werden möchte. Aber es wäre so gut wie unmöglich, jemanden auf dem ohnedies vollbeladenen Wagen unterzubringen. Frau Weihs erzählt dieses und jenes. Auch ihr Sohn schafft in Montevideo, während eine Tochter in Königsberg vermisst wird. Sie hat nie wieder von ihr gehört.

Die Fahrt durch die langen Eukalyptusalleen macht wieder Freude, und diese Landschaft, die sich einem in keiner Weise verschliesst, nimmt immer wieder für sich ein. Auf halben Wege kommen wir durch Young, zu dem El Ombu Beziehungen verschiedener geschäftlicher Art unterhält.

In einer guten Stunde sind wir in Brabancia. Der Weg führt uns zunächst durch ein kleines Eukalyptuswäldchen auf einen Feldweg, der zum Gutshof führt. Aber das Gut wird zunächst noch vom Pächter, einen Belgier Wiedemer, verwaltet und soll erst in einem Monat an die Käufergruppe übergeben werden.

Auf dem ersten Gutshof, es gibt deren hier zwei, wohnen denn auch nur diejenigen Familien, die bei jenem Belgier Arbeit gefunden haben. Herr Weihs kommt uns strahlend entgegen. Nun hat sein Junggesellenleben endlich ein Ende, mag er wohl denken. Rasch werden die Sachen abgeladen, wobei einige spanische Arbeiter mit Hand anlagen.

Wohnen wird das Ehepaar Weihs in einem Schuppen zusammen mit einer Anzahl spanischer Arbeiter, aber als wir gerade vom Hof fahren, sehe ich Herrn und Frau Weihs den kleinen, gemauerten Hühnerstall untersuchen. Wahrscheinlich werden sie sich zunächst dort einrichten, um nicht mit jenen Arbeitern zusammen hausen zu müssen.

Auch eine alte Frau Dyck begrüßen wir. Sie wohnt auf dem einem Ende des Schuppens in einem engen Verschlag. Sie betreut hier eines ihrer kleinen Enkelkinder, denn drei ihrer Töchter sind hier verheiratet. An der rohen Sodenwand hängen kleine von ihrer Tochter gemalte Landschaftsbilder, auf dem improvisierten Tisch stehen einige Fotografien und kleine Nippes, die dem überaus ausspruchlosen Raum etwas Wärme geben. Einer von Frau Dycks Söhnen ist noch in russischer Gefangenschaft, sie hat Verbindung mit ihm und sogar Nachricht, dass er einige ihrer Pakete erhalten hat.

Herr Klassen fährt mich auf einem holperigen Feldweg zunächst an ein alleinstehendes noch im Bau begriffenes Haus, wo die Familien Heinrich Bergmann aus Elbing und Rudolf Wiebe wohnen. Aber wir treffen nur die Frau Bergmann mit ihrer Tochter Käti zu Hause an. Ihr Aufenthalt hier ist nur ein vorübergehender, denn sobald das Land vermessen sein wird, wollen auch sie sofort bauen.

Und weiter geht unsere Fahrt vorbei an einem Wassertümpel, an dem ein Storch auf einem Bein steht und mit nicht zu erschütternder Ruhe in die Gegend schaut.

Der zweite nur von Mennoniten bewohnte Gutshof liegt von dem ersten nur einige Kilometer entfernt. Wir kommen über zwei frische Furchen, zwischen denen einmal der Weg von der Ansiedlung an dem Hochweg verlaufen wird. Vier Männer sind hier dabei, Soden auszuheben für eine neue Baracke, die auf dem zweiten Hof für Neuankömmlinge errichtet werden soll. Die Soden müssen noch am gleichen Tag Verwendung finden, sonst sei die ganze schwere Arbeit vergebens gewesen, sagt man mir.

Auf dem Gutshof ist weiter nichts zu sehen, als zwei kleine ältere Häuschen, ein längerer neuer Sodenbau und ein grösserer Wellblechschuppen, in dem eine ganze Reihe Familien untergebracht ist.

Das Brot, das Herr Klassen mitgebracht hat, findet hier willige Abnehmer. Dabei höre ich aus den Bemerkungen, dass die Russlandmennoniten weisses Brot und die „Danziger“ Schwarzbrot bevorzugen.

Ich mache auf dem Hof eine Reihe Aufnahmen und komme dabei mit diesem und jenem ins Gespräch. Ein weisshaariger Siedler ist dabei, mühsam einen Eimer Wasser aus dem

Brunnen zu ziehen. Es ist Herr Peter Isaak aus Iekaterinoslaw. Er ist zwar schon 76, hat aber die Schule vorerst übernommen, in der er 10 Kinder unterrichtet.

Hier ist eine ältere Frau, Enns heisst sie, gerade dabei, etwas im Müll zu suchen. Sie scheint Kummer zu haben, denn als ich sie anspreche, kommen ihr sofort Tränen in die Augen.

„Ich hatte mir von meiner Nachbarin,“ erzählt sie stockend, „heute den Wolf, die Fleischmaschine geborgt, und nun habe ich das Messer dazu verloren. Warscheinlich habe ich es mit dem Spülwasser zusammen ausgeschüttet. In früheren Zeiten wäre ja das auch nicht weiter schlimm gewesen, hier aber ist ein solches Messer garnicht zu ersetzen. Was nutzt meiner Nachbarin, und übrigens auch uns allen, die Maschine ohne Messer.“ Auch als wir nach einigen Stunden aufbrechen, ist Frau Enns immer noch beim suchen.

Mittlerweile sind auch der Siedlungsleiter, Erich Kröker, ein Westpreusse, und Heinrich Wiens, ein Russländer, der sein Stellvertreter ist, vom Sodenbrechen heimgekommen. Ich gehe in ihr Büro, das zugleich auch Herrn Wiensens Wohnung ist – auch seine Familie noch oder wieder in Russland – um sie kennenzulernen. Wir werden uns einig, uns nach dem Mittagessen zusammenszusetzen und uns über die Fragen, die mich hier interessieren, zu unterhalten.

Währenddessen kommt Hans Georg Hein, ein junger Siedler, der Sohn übrigens des Aeltesten Hein, und lädt uns zum Mittagessen ein. Die grosse Tüte mit Stullen, die Frau Klassen für uns eingepackt hat, wird also ungegessen bleiben.

Die Kinder der Familie Hein sind noch klein und bedeuten für den schwer arbeitenden Papa noch keine Hilfe. Einer der kleinen Jungs erzählt bei Tisch, das er die Leber die da vor uns duftet, von einem Spanier geschenkt bekommen habe. Ein Spanier, der oft auf ihrem Hof schlachte, verschenke immer an jemanden, der gerade in der Nähe ist, Kopf, Herz und Leber des geschlachteten Tieres.

Woher der Name Brabancia eigentlich komme, frage ich.

„Nun, diese unsere werdende Ansiedlung heisst keineswegs Brabancia. Diesen Namen gab dem Gut der Pächter Wiedemer, der aus Süd Braban aus Belgien kommt. Er nimmt diesen Namen, der gleichsam seine Firmenbezeichnung ist, mit, wenn er das Gut in diesen Wochen verlässt, und wir müssen dann für unsere Ansiedlung einen anderen Namen suchen.“

Gleich nach dem Mittagessen schaue ich zunächst in den grossen Schuppen hinein. Hier wohnen fünf Familien mit acht Kindern. Durch zusammengeheftete Woldecken oder auch aufeinander gestellte Kisten sind die Familien bemüht gewesen, sich von einander abzugrenzen und sich die Illusion des „unter sich Seins“ zu schaffen. „Villa Zufriedenheit“ nennen sie ihren Schuppen.

Während ich mich mit den Herren Kröker und Wiens zusammen setze, Herr Wiens stammt übrigens aus Rückenau an der Molotschna, fährt Herr Klassen irgendwohin, um für die Siedler Bretter abzuholen. Das mag kein sehr grosses Opfer sein, bedeutet für die Siedler aber eine wesentliche Hilfe, da sie ja noch kein einziges eigenes Fuhrwerk haben. Ihr Lastwagen, den die zweite Gruppe aus Deutschland mitbrachte, steht, wie gesagt noch im Zoll in Montevideo, wo es Herrn Jahnke trotz einjähriger Bemühungen nicht gelang, ihn loszueisen.

Hier und auch in El Ombu höre ich immer wieder einige spanische Worte, die wohl bald entgültig zum Wortschatz unserer Siedler gehören werden. So sagt man hier nicht Schuppen, sondern Galpon, der Kaufladen heisst Almacen, und der Hochweg wird allgemein Carretera genannt. Natürlich spricht man auch nicht von einem Lastwagen oder Lastauto, sondern von einem Camion und von einer Camioneta.

Brabancia wird in der Hauptsache von Einwanderern des zweiten Uruguay Transportes gegründet. Dieser traf mit 430 Personen am 19 Oktober 1951 in Montevideo ein. Im ganzen haben sich für die Ansiedlung bis jetzt 141 Familien gemeldet, von denen aber möglicherweise nicht alle auch kommen werden. 89 Personen von dieser Gruppe sind übrigens Russländer und etwa 7 Familien Holländer. Zu ihnen gehört auch der Prediger der MBG Jakob Warkentin. Ein Teil der zukünftigen Begründer von Brabancia ist in El Ombu untergebracht, während es einigen gelang, in der Nähe auf den Farmen Arbeit zu finden. Dabei erhalten sie bis zu 4,50 Pesos Tagelohn. Ein Arbeiter erhält 60 bis 80 Pesos monatlich, ein Tractorführer auch bis 100.

Das Land, im ganzen 1772 Hektar, wird von einer Gesellschaft „Sofima“ in Montevideo erworben, und zwar für 648.000 Pesos. 120.000 wurden von der neu gegründeten „Resettlement Association“ als Anzahlung vorgestreckt. Den Rest von 528.000 Pesos hofft man vom Kolonisationsamt in Montevideo als Anleihe zu erhalten. Am 15 November dieses Jahres muss das Land verschrieben werden, da sonst von der angezahlten Summe 64.800 Pesos, das heisst 10 Prozent des Kaufpreises verfallen. Jene Anzahlung muss an die mennonitischen Gläubiger von 1955 an in 15 Jahren mit 3 Prozent zurückgezahlt werden.

Das Land, das noch nicht vermessen ist, soll aufgeteilt werden in 21 Parzellen mit im ganzen 105 vollen Hofstellen. Eine Vollwirtschaft soll auch hier 16 Hektar haben, vorgesehen sind ausserdem halbe und Viertelwirtschaften, für alte Leute ausserdem Heimstätten von je einem Hektar.

Während wir bei unser Besprechung beisammensitzen, kommt auf dem Rad vom Kamp ein junger Mann, Hans Enns, und fragt, ob man die ausgehobenen Soden denn nicht sofort abfahren wolle.

„Tun wir es heute nicht, ist unsere Arbeit vergebens gewesen.“

Wie lange man an einem kleinen Sodenhaus denn baue, frage ich.

„Das kommt natürlich auf die Arbeiter in der Familie an,“ antwortet herr Wiens, „aber im allgemeinen wird man warscheinlich einen ganzen Monat brauchen. Hinzu kommt dann ja noch das Brunnengraben usw.“

Die Landwirtschaft hier wird der in El Ombu natürlich gleich sein. Auch hier wird man Weizen, Oelein, Erdnüsse, Sonnenblumen und warscheinlich auch Zuckerrüben ziehen. Allerdings wird man die Zuckerrüben, wie auch alles Gemüse wegen der Schädlinge spritzen und das Zuckerrübenland ausserdem auch noch düngen müssen.

„Unser Nachbar hier,“ erzählt Herr Kröker, „ist ein Oesterreicher, ein Prinz von Auersberg, mit dem wir bereits bekannt geworden sind. Wie er uns sagt, erntet er vom Hektar 12 bis 14 Doppelzentner Weizen und 9 bis 11 Oelleisamen, von dem die Faser nicht bewertet wird. Dieses Jahr sei alerdings ein ausnahmsweise trockenes Jahr, und der Mais sei dabei nicht geraten.“

Ob die Schädlinge einmal eine Ernte auch gefährden könnten?

„Natürlich können sie das,“ wird mir gesagt, „schauen Sie sich doch einmal diese ungeheuren Taubenschwärme, dann die Unmengen Papageien, ferner den sehr hässlichen schwarzen Vogel, der dem europäischen Star ähnlich sieht. Gefährlich werden können unserer Ernte auch Mehltau und Frost, der besonders in den Monaten April und Mai vorkommt. So sind z.B. Dieses Jahr viele Sonnenblumen verfroren.“

Von den Zecken war schon die Rede. An ihnen sind hier schon zwei Kühe eingegangen. Die Zecken gehen übrigens auch auf Hunde und Pferde.-